

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **36 (1979)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

H. T. WATERBOLK und W. VAN ZEIST: *Niederwil, eine Siedlung der Pfynner Kultur*. Band I: Die Grabungen (187 S., 142 Abb.); Band II: Beilagen (61 Pläne in Kassette). [= *Academica Helvetica* 1.] (Verlag Paul Haupt, Bern/Stuttgart 1978.)

Im Jahre 1962 führten H. T. WATERBOLK und W. VAN ZEIST vom Biologisch-Archaeologisch Institut der Universität Groningen in der neolithischen Moorsiedlung im Egelsee bei Niederwil (Gemeinde Gachnang TG), unweit von Frauenfeld, eine Rettungsgrabung durch. Der altbekannte, schon 100 Jahre früher von J. Messikomer ausgegrabene und als Packwerkbau definierte Dorfkomplex war bedroht von der Errichtung eines Klärbeckens für eine benachbarte Zuckerraffinerie. Die als Schnittgrabung angelegte Untersuchung bezweckte in erster Linie eine Klärung der baulichen Verhältnisse, die sich als äußerst komplex erwiesen haben. Senkungs- und Gleitprozesse bewirkten nebst natürlichen Zerfallsvorgängen mehrfache Erneuerungen der Dorf- und Wohnhorizonte, die in dichtgedrängter Folge Zeugnis ablegen von einer außergewöhnlichen, während höchstens 150 Jahren erbrachten Bauleistung. Von der gesamten Baumasse wurde durch die Grabung, die im Folgejahr eine Fortsetzung erfuhr, rund ein Achtel erfaßt, und die dabei erzielten Ergebnisse sollen in fünf Bänden veröffentlicht werden. Die ersten beiden Bände liegen jetzt vor. Sie behandeln das Grabungsgeschehen und die Baugeschichte der jungsteinzeitlichen Dorf-abfolge im Egelsee. Außerdem werden in einem ersten Kapitel die Ausgrabungen von KARL KELLER-TARNUZZER im wenige Kilometer entfernten *Pfyn-Breitenloo* mit einbezogen, verbinden doch auffallend ähnliche Siedlungsstrukturen die beiden gleichzeitig, aber ungleich lang bewohnten Dörfer der Pfynner Kultur. Letztere vergegenwärtigt die schweizerische Variation der weit streuenden Michelsberger Kultur, die man herkunftsmäßig dem nordeuropäischen Trichterbecher-Kreis zuordnet.

Die in einem Vorbericht als außergewöhnliches Ergebnis bekanntgemachten Großhäuser von bis zu 60 m Länge sind inzwischen auf der Suche nach Wahrheit einem massiven Schrumpungsprozeß unterzogen worden. Doch darf für sie der Begriff Großhaus in bezug auf schweizerische Verhältnisse auch weiterhin ungeschmälert verwendet werden. Von den angetroffenen Langhäusern haben sich hauptsächlich die in mehrschichtiger Konstruktionsweise verlegten, teils durch Lehmauftrag abgedichteten Fußböden erhalten. Von den Hauswänden bleiben in der Regel nur die Ständer, das heißt die senkrechten Pfosten, erhalten. Sie umrahmen die Böden und stehen ohne bauliche Verbindung zu diesen. Schwimmende Böden dieser Art bilden auch ein architektonisches Merkmal der zeitgleichen, jedoch im mediterranen Kreis verankerten Cortailod-Kultur, die im unteren Zürichseebecken, in der Siedlung des Kleinen Hafners, mit dem Pfynner Komplex verzahnt in Erscheinung tritt. Die Träger der Pfynner Kultur erweisen sich als die gewiegeren Zimmerleute. Davon zeugen auch die kulturspezifischen Großäxte aus Stein, die man in der Cortailod-Kultur weitgehend vermißt. In Anlehnung an Ergebnisse von H. ZÜRN in *Ehrenstein* vermutet WATERBOLK in den mehrschichtigen Herdstellen aus Lehm Backöfen. Alle wichtigen Baubestandteile und Hauselemente werden sorgfältig einzeln beschrieben, ebenso die Dorfanlage als Ganzes und auch in ihren Teilaspekten. Die komplizierten Schichtverhältnisse als Folge einer Vielzahl von Bauphasen und Erneuerungshorizonten in Wechselbeziehung zu den Senkungsprozessen haben eine Aufzeichnung der Baugeschichte von Niederwil in chronologischer Abfolge als undurchführbar erscheinen las-

sen. Als Ersatzlösung bot sich eine blockweise Behandlung der einzelnen Hausböden und der dazugehörigen Substruktionspakete an. In dieser Hinsicht hätte sich eine großflächigere, erkennbaren Zusammenhängen förderliche Anlage der Untersuchung vorteilhaft ausgewirkt. An Stelle einstweilen nicht realisierbarer Teildorfpläne legen die Verfasser einen mutmaßlichen Siedlungsplan vor, in weitgehender Übereinstimmung mit einem bereits 1973 vom Schreibenden veröffentlichten Dorfplan auf der Grundlage eines in der «*Palaeohistoria*» 12, 1966, erschienenen Vorberichtes der Ausgräber. Eine aufschlußreiche Aufstellung über die bis heute erforschte Siedlungsfläche und das untersuchte Kulturschichtvolumen ermöglicht dem Leser eine objektive Gewichtung der bisher erzielten Grabungsergebnisse. Die angekündigten drei weiteren Bände werden die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Untersuchungen berücksichtigen und mit den Funden aus organischer wie auch anorganischer Substanz bekanntmachen. Das Gesamtwerk wird wesentlich zum Verständnis der mit der Pfynner Kultur verbundenen Probleme beitragen, die heute schon zu den besterforschten Kulturgruppen der europäischen Jungsteinzeit zählt. René Wyss

CHARLES BONNET: *Les premiers édifices chrétiens de la Madeleine à Genève*. Etude archéologique et recherches sur les fonctions des constructions funéraires. [= T. VIII des «*Mémoires et Documents publiés par la Société d'histoire et d'archéologie de Genève*».] (Librairie Alexandre Julien, Genève 1977.) 224 pp., 40 pl., 50 fig.

Après les rapports de fouilles de Saint-Jean à Genève et les monographies sur Russin, Collonge, Hermance et Jussy, l'archéologue genevois présente un ouvrage très complet sur les premiers édifices chrétiens de la Madeleine à Genève. C'est un titre bien modeste pour une étude très poussée concernant les problèmes de l'église funéraire au premier millénaire dans le massif alpin.

Charles Bonnet décrit les découvertes archéologiques faites lors des fouilles en 1914–1918 par CAMILLE MARTIN et par lui-même en 1970–1975.

A proximité de l'enceinte réduite de Genava fut implantée, aux environs de l'an 450, une modeste *memoria*, mesurant en plan 2,40 × 3,20 m. Cette *memoria* primitive fut transformée en une première église à la fin du V^e ou au début du VI^e siècle. Celle-ci était composée d'une salle mesurant 10,20 × 9,95 m et d'une abside d'un diamètre de 3,60 m seulement. Vers la fin du VI^e et au VII^e siècle, le sanctuaire primitif reçut différentes annexes alors qu'au IX^e siècle il fut remplacé par une église plus petite composée d'une salle allongée et d'une abside. Le bâtiment actuel remonte au XIV^e siècle.

La présentation des monuments de la Madeleine est accompagnée d'innombrables exemples comparatifs, dont plusieurs découvertes récentes, partiellement inédites.

Ces comparaisons ouvrent de nouvelles perspectives sur l'archéologie chrétienne et notamment sur le problème capital des chapelles funéraires.

Fort précieux sont l'essai typologique et surtout l'étude de l'évolution de l'architecture et des fonctions des édifices funéraires qui suivent la présentation des monuments.

L'auteur résume savamment les connaissances recueillies dans les textes et grâce aux travaux archéologiques récents. Dans le

cadre des recherches actuelles l'exposé très fouillé éclaire l'évolution de la *memoria*, puis de l'église funéraire du début du christianisme jusque vers l'an mil.

Charles Bonnet conclut: «La naissance d'un lieu de culte dans une aire funéraire du bord du lac, au moment où Genève est déjà christianisée depuis plusieurs dizaines d'années, n'a rien d'étonnant. Ce qui est inhabituel, c'est la simplicité de la première construction marquant cet emplacement. On attendrait au moins une voûte en pierre au-dessus du mausolée primitif et un espace aménagé devant, pour faciliter les réunions. Au contraire, cette *memoria* n'a pris de l'importance que plus tard, même si à l'origine des offices sont célébrés sur un petit autel dont l'un des angles a été retrouvé. Aux environs de l'an 500, le monument est transformé en annexe lors de la construction d'une église prévue pour la commémoration des défunts.

La *memoria* ainsi sauvegardée devient une sorte de chapelle. La fonction funéraire que l'on retrouve si souvent dans d'autres édifices «hors-les-murs» est démontrée par la multiplication des inhumations sous le sol de la nef de l'église et par la présence de *loculi* dans les maçonneries du mur latéral sud. Le grand nombre de tombes rend obligatoire de nouveaux aménagements et l'église est reconstruite un siècle plus tard sur un plan plus vaste; elle est également rehaussée. Les fonctions funéraires vont s'interrompre au début de l'époque carolingienne. Cette étape définit un nouveau type de bâtiment dont les dimensions de la nef sont réduites, puisque le besoin de place pour d'autres sépultures n'existe plus. Ce changement se retrouve dans notre région où de nombreux bâtiments funéraires disparaissent ou sont modifiés aux VIII^e et IX^e siècles. Les nécropoles du haut Moyen Age sont également abandonnées à la même époque et cela suppose une réorganisation des communautés chrétiennes.»

L'ouvrage est richement illustré et les dessins notamment qui sont de haute qualité méritent l'attention du lecteur. Il est dédié au professeur Hans Rudolf Sennhauser sans qui l'archéologie médiévale n'aurait pas pris en Suisse l'essor qu'elle connaît; et Charles Bonnet conclut: «La qualité de son enseignement m'a permis de faire progresser rapidement des études avec lesquelles je n'étais pas familiarisé. Cette recherche lui due donc beaucoup et je tiens à le remercier pour tout ce qu'il m'a apporté si généreusement.»

Werner Stöckli

ACHIM HUBEL: *Der Regensburger Domschatz*. (Verlag Schnell und Steiner, München/Zürich 1976.) 326 S., 222 Tafeln schwarz-weiß, 20 Farbtafeln.

Der Autor schildert zuerst die wechselvolle Geschichte des Domschatzes. Die Quellen sind gewissenhaft ausgewertet. Anschließend folgt die Geschichte des silbernen Hochaltars des Regensburger Domes mit einem eigenen Katalog der Einzelteile. Die Räume des Domschatzmuseums in der ehemaligen bischöflichen Residenz werden kurz vorgestellt. In zehn gut überschaubare Kapitel gegliedert, folgt der eigentliche Katalogteil. Unter den 26 aufgeführten Kelchen verdient der sogenannte Wolfgangskelch, um 1250/60, besondere Beachtung. Das 19. Jahrhundert ist mit einem guten Dutzend Kelchen vertreten, die bisher noch nicht veröffentlicht worden sind und erstmals die richtige Beachtung finden. Unter den Monstranzen sticht jene von 1631/35 hervor, eine brillante Münchner Arbeit. Unter den Behältnissen für heilige Öle und Weihwasser sind drei Silberflaschen aus dem Ende des 13. Jahrhunderts von höchster Seltenheit und bestechender Schönheit. Es kann hier unmöglich auf all die vielen Preziosen des Domschatzes eingegangen werden, so verlockend es wäre, weitere Stücke herauszugreifen. Eine wichtige Ausnahme sei gestattet: das Andreas-Reliquienkreuz, um 1250. Der Verfasser weist mit Recht auf die nahe Verwandtschaft mit dem

Wettinger Kreuz hin. Eine kleine Korrektur ist hier beizufügen: Das Wettinger Kreuz befindet sich nicht mehr im Museo Cristiano im Vatikan, es wird heute in der Abtei Mehrerau-Bregenz aufbewahrt.

Die Paramenten sind mit derselben Akribie wie das Kirchen-silber behandelt. LEONIE VON WILCKENS, Nürnberg, hat für die sogenannte Wolfgangskasel den Text beigesteuert. Es sei hier auch dankbar vermerkt, daß die Spitzen von SABINE KLINKERT, München, bearbeitet wurden.

Der Katalog ist hervorragend, ja beispielhaft gearbeitet. Viele Objekte sind hier erstmals publiziert und richtig gewürdigt, die Abbildungen alle von bester Qualität. Das vorzügliche Buch ist als 1. Band der Reihe «Kirchliche Schatzkammern und Museen» erschienen. Eine Fortsetzung der Reihe in gleicher Exaktheit der wissenschaftlichen Bearbeitung und Gediegenheit der Ausstattung wäre zu begrüßen.

Werner-Konrad Jaggi

KLAUS LANKHEIT: *Friedrich Weinbrenner und der Denkmalskult um 1800*. [Schriftenreihe des Instituts für Geschichte und Theorie der Architektur an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, 21.] (Birkhäuser-Verlag, Basel/Stuttgart 1979.) 115 S., 80 Abb.

Mit 21 Jahren kam Friedrich Weinbrenner (1766–1826) für zwei Jahre nach Zürich, «um daselbst die Aufsicht über die Ausführung eines projektierten neuen Kornhauses zu übernehmen» (F.W.: *Denkwürdigkeiten*, Ed. 1958, S. 23); später bildete er zahlreiche Schweizer zu Architekten aus, so Melchior Berri, dessen Schülerzeichnungen im Staatsarchiv Basel über Weinbrenners Unterricht Auskunft geben (vgl. ARNOLD PFISTER, 1931 und 1936). Das dadurch schon große Interesse der Schweizer an Veröffentlichungen über Weinbrenner hat sich in den letzten Jahren durch die klassizistische Strömung in der postmodernen Architektur der Schweiz verstärkt (vgl. CHARLES JENCKS, 1978, Abb. 242–245).

Das Zentrum der neuen Weinbrenner-Forschungen ist das Institut für Baugeschichte der Universität Karlsruhe, aus dessen Tätigkeit die Weinbrenner-Ausstellung von 1977/78 (Katalog von WULF SCHIRMER u.a.) und seines Direktors KLAUS LANKHEIT Veröffentlichung von Weinbrenner-Plänen in Philadelphia hervorgehoben seien («Fridericana», Zeitschrift der Universität Karlsruhe, Heft 19, 1976, S. 5–50). Die hier anzuzeigende neue Schrift Lankheits behandelt Weinbrenners Denkmalswürfe, ausgeführte Denkmäler, Brunnenentwürfe und Entwürfe zu Einzugsfeierlichkeiten.

Neugefundene Zeichnungen Weinbrenners oder Schülerkopien nach solchen, das Ausschöpfen von Quellen wie dem «Morgenblatt für gebildete Stände», behutsame Interpretation der Entwürfe Weinbrenners und umfassende Kenntnis des Denkmalkultes in Deutschland und Frankreich führen Lankheit zu neuen Deutungen, Datierungen und Einordnungen. Der Entwurf für ein Denkmal auf die Schlacht bei Roßbach (ARTHUR VALDENNAIRE, 1919, Abb. 15) wird zu einem Denkmal für Friedrich den Großen und als Vorbild Charles Moreaus für ein von einem Camposanto umgebenes Kenotaph (Entwurf von 1785) aufgezeigt, sodann wird das «Walddenkmal» für Friedrich den Großen (VALDENNAIRE, Abb. 7) aus dem bisher vermuteten Zusammenhang mit dem Wettbewerb von 1791 gelöst und dank einer Briefstelle Weinbrenners Rom-Aufenthalt zugeordnet. Auch den Entwurf zu einem Mausoleum, das von einem sechs-säuligen Tempel bekrönt wird (VALDENNAIRE, Abb. 6), reiht Lankheit um 1794 ein, das Jahr, da Weinbrenner laut einem Brief «ein kleines Grabmahl nach der Schweiz zu machen» beauftragt war. Schließlich scheint der Karlsruher Meister in einer winzigen Skizze für Friedrichs des Großen Denkmal Friedrich

Gillys berühmten Entwurf von 1797 um drei Jahre vorwegzunehmen. Für den Entwurf zu einem Nationaldenkmal der Schlacht bei Leipzig, 1814 veröffentlicht, ging Weinbrenner von seinen Rekonstruktionsversuchen des Mausolos-Grabmals aus, setzte nun aber das «Mausoleum» auf einen Unterbau, an den wenige Monate später Leo von Klenze anknüpfte, als er sein «Denkmal auf den Weltfrieden» im Kupferstich herausgab; «so gehört der Karlsruher Plan auch in die Entwicklungsgeschichte der «Walhalla»».

Denkmalkult wird zur Denkmalpflege in der von Weinbrenner geleiteten Wiederaufstellung der markgräflichen Epitaphie in der Stiftskirche von Baden-Baden.

Lankheits Blick ist ganz auf das Verständnis von Weinbrenners Schaffen gerichtet, dessen Rang gleichzeitig sichtbar wird. Nach den ausgreifenden Studien zu Typologie (WERNER OECHSLIN über Kugel und Pyramide) und Ideologie (ALLAN ELLENUS sowie HANS-ERNST MITTIG / VOLKER PLAGEMANN), die Lankheit nicht nennt, ist seine Studie über Weinbrenners Beitrag zum Denkmalkult um so willkommener, als sie vom nicht ausführbaren Nationaldenkmal bis zur Kleinarchitektur reicht.

Georg Germann

KATHARINA MEDICI-MALL: *Das Landhaus Waldbühl von M.H. Baillie Scott. Ein Gesamtkunstwerk zwischen Neugotik und Jugendstil.* Beiträge zur Kunstgeschichte der Schweiz 4. (Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Dalmazirain 11a, 3005 Bern, Bern 1979.) 162 S., 91 Abb. und 77 Vergleichsabb.

Ein ungewöhnliches Haus – eine ungewöhnliche Geschichte: Das Landhaus Waldbühl in Uzwil hatte schon 1911 bei seiner Vervollendung eine Sonderstellung innerhalb der schweizerischen Villen und Landhäuser. Als englische Importarchitektur wurde es in zeitgenössischen Fachzeitschriften mit keinem Wort erwähnt. Plötzlich, 1937, zu einer Zeit, wo man vermuten könnte, daß ein Werk der Jahrhundertwende von einem englischen Architekten auf dem Kontinent nur abfälligen Tadel erleben würde, entdeckte PETER MEYER dieses Haus. Er war damals Zürcher Professor für Kunstgeschichte und würdigte diese Leistung in der Zeitschrift «Das Werk». Nun ist als vierter «Beitrag zur Kunstgeschichte der Schweiz» ein vornehm gestaltetes Buch ausschließlich über dieses Haus erschienen. Man ist von der Tatsache berührt, daß Peter Meyer, nach über vier Jahrzehnten seit seiner mutigen Entdeckung, das Vorwort dieses Buches geschrieben hat. Während dieser vier Jahrzehnte ist mit Ausnahme Waldbühls kein einziges Landhaus von BAILLIE SCOTT, auch in England, unverändert erhalten geblieben. Die Verfasserin des

Buches ist dem Schicksal dieser Landhäuser nachgegangen. Nur Waldbühl blieb mit Intérieur und grandioser Parkanlage in der gleichen Familie erhalten. Dazu erhielten sich Pläne, Briefwechsel und Rechnungen aus der Erbauungszeit. Auch wenn dieses Haus nicht vom berühmten Baillie Scott wäre, würde sich unter diesen glücklichen Umständen eine Monographie lohnen. Katharina Medici-Mall erarbeitete sie mit einer Exaktheit, welche Pläne, Baudetails und selbst Rechnungen nachspürte. Wort und Bild führen uns vom Haus in der Landschaft, vom Park bis zu farbig reproduzierten Ornamentdetails von Vorhängen, Kacheln, raffiniert eingelegtem Perlmutter in Marmor. Das Buch ist aber nicht nur eine genaue Objektbeschreibung. Es stellt uns den Bauherrn Theodor Bühler vor, das geistige Klima einer Ostschweizer Industriellenfamilie. Es zeigt sich in dem Buch, daß die Analyse eines einzigen Werkes in besonderer Weise geeignet sein kann, die Tendenzen einer ganzen Epoche darzulegen. MEDICI-MALL erinnert daran, daß zur gleichen Zeit wie Waldbühl auch das «Palais Stoclet» in Brüssel von Josef Hoffmann entstand und daß in der Schweiz ein gewisser Lokalpatriotismus die bodenständige Baukultur wiederentdeckte. Es war die Zeit, da sich der Heimatschutz formierte. Schweizerische Architekten fühlten sich um 1900 «bereits so weit emanzipiert, daß sie das englische Vorbild nicht mehr nötig zu haben glaubten». Der selbstbewußte Bauherr beauftragte aber nicht nur gegen den Ratschlag einflußreicher Freunde im schweizerischen Kulturleben einen englischen Architekten, er hatte auch eine genaue Vorstellung vom Bauprogramm. Seine Frau hielt sich offensichtlich bei der ganzen Planungsgeschichte bescheiden im Hintergrund. Der Rezensent stellt schmunzelnd fest, wie einleitend Porträts von Architekt, Bauherr und Sohn abgebildet werden. Geist und Tätigkeit der Hausfrau ahnt man nur wie gedämpftes Geschirrgeklapper hinter verschlossenen Türen. Ab und zu kommt sie aber doch zu Wort, beispielsweise bei der Bestimmung der Lage des Blumen- und Kinderzimmers, «weil Frau Bühler die meiste Zeit des Tages mit den Kindern verbringt und sie in ihrer Nähe wissen will». Es darf bezweifelt werden, ob man damit der tatsächlichen Stellung dieser Frau gerecht wurde. Um so mehr, als sie ja zu ihrem Bekanntenkreis Zeitgenossinnen wie Hedy Hahnloser-Bühler zählte. Es würde den Leser im weiteren interessieren, wie sich das gesellschaftliche Leben in dem Hause abspielte und bei Fest- und Alltags funktionierte. Man hätte Grundrisse nebeneinander folgen lassen können, die übersichtlicher ablesbar sind und deutlich machen, wie sich die Wohnvorstellungen vom ersten Vorentwurf bis zu den Ausführungsplänen wandelten und schließlich wie das Haus von den Nachfahren heute genutzt wird. Die heutigen Besitzer, Rolf und Sina Bühler, sind sich des kulturhistorischen Wertes ihres Erbes bewußt und behüten es liebevoll.

Othmar Birkner